

Seines Glückes Schmied

Gestern stand auf dem Kalenderblatt in meiner Küche „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Ich zerriss es im Nu in kleine Stücke und heizte die Papierfetzen im Ofen ein. Was, bitte, hätte ich tun können, um nicht gleich nach meiner Geburt von meiner Mutter ins Kinderheim abgeschoben zu werden? Ich wurde auch nicht gefragt, ob ich als Pflegekind zur Familie Lindebauer auf deren Bauernhof kommen will. Es ist einfach so passiert.

Meine erste Erinnerung ist die Weidenrute meiner Pflegemutter, die griffbereit auf dem Fensterbankerl in der Küche lag. Damit könne sie die unangenehmen Charaktereigenschaften ihrer Pflegekinder austreiben, sagte sie. Im Alter von vier Jahren musste ich erstmals mit meinem Pflegevater in den Kuhstall gehen, um den Schwanz der Kuh zu halten, damit dieser, beim Melken, nicht in sein Gesicht peitscht. Eine David gegen Goliath Geschichte. Sie wog fünfhundert Kilo, ich gerade einmal fünfzehn. Bei fünfzig Kühen bin ich bei mehr als der Hälfte in den Dreck gefallen. Gottseidank musste ich immer barfuß gehen, sonst wäre ich von dem glitschigen Boden nicht aufgekommen. Im Schweinestall musste ich auf die Ferkel aufpassen, damit sie beim Saugen an den Zitzen nicht versehentlich von ihrer Mutter erdrückt werden. In der Nacht lag ich mit Decke und Kopfpolster zwar auf frischer Einstreu, stank aber in der Früh nach Schweinegülle. So musste ich in die Schule gehen. Die anderen Schüler schimpften mich dann ‚Du, Schwein‘. Ich hätte mich gerne geduscht, aber wir Pflegekinder durften nur sonntags in die Badewanne. Eine Füllung musste für uns sechs reichen. Da warst du froh, unter den Ersten zu sein. Bei der oder dem Letzten war das Wasser trüb und kalt. Die Schule war überhaupt eine Katastrophe. Alle Lehrer behaupteten, wir Pflegekinder seien aufgrund unserer Gene, die wir von unseren asozialen Eltern mitbekommen hätten, strohdumm. Wenn unsere Hausaufgaben fehlerhaft waren, hieß es ‚typisch‘. Dabei waren wir nach der Hofarbeit zu müde dafür. Nach dem Elternsprechtag mussten wir eine Stunde auf Holzscheiteln knien. Das war erniedrigend und ungerecht.

Ich gebe zu, ich habe auch schöne Erinnerungen. Zum Beispiel von den Hendln. Ich versuchte sie einzufangen und am Arm herumzutragen. Bei den Gutmütigen gelang es mir sogar. Die hießen dann Berta oder Sieglinde. Wir Pflegekinder genossen im Sommer die Obsternte, vor allem, die der Kirschen. Da saßen wir im Baum und spuckten die Kirschkerne um die Wette. Zu Weihnachten zündete Mutti im Kuhstall Weihrauch an und wir sangen zu zwölf „Oh, Tannenbaum“. Das hallte in diesem Raum so feierlich, dass ich

eine Gänsehaut bekam. Die Schokohasen zu Ostern versteckte ich zwischen meinen Socken, damit ich immer wieder etwas zum Naschen hatte. Diese Feiertage liebte ich vor allem in der Kirche. Unsere Familie füllte eine ganze Sitzbank. Keine andere war so groß wie die unsrige. Die Bäuerinnen unseres Ortes hatten den Altar geschmückt und geschätzte hundert Menschen gingen zur Kommunion. Ich gehörte dazu. Ich, die kleine Steffi.

Mit zwölf begann mein Busen zu wachsen. Du musst einen BH anziehen, schnauzte mich meine Mutti an, ich sehe so ordinär aus. Mit dreizehn bemerkte ich, wie mein Pflegevater mich, im Bad oder bei der Arbeit, von oben bis unten musterte. Ich erzählte das meiner Pflegeschwester, die mich auslachte und meinte, ich bilde mir nur etwas ein. Kurz darauf wurde ich zum ersten Mal von ihm vergewaltigt. Ich passte auf, nie alleine zu sein. Ohne Erfolg. Zu Weihnachten glaubte ich mir sicher zu sein. Da schickte mich meine Pflegemutter in den Mostkeller. Dort stand mein Pflegevater und hielt sein Ding in der Hand. Heute nimmst du ihn in den Mund, sagte er. Stell dich nicht so an, die anderen warten schon. Es reckte mich. Ihm war das egal. Das ist gesund, sagte er. Ich lief ins Badezimmer und kotzte. Ich spülte meinen Mund endlos lang, doch der ekelige Geschmack blieb. Da hörte ich zu essen auf und magerte ab. Im Unterricht wurde ich, vermutlich unterzuckert, bewusstlos und fiel, haarscharf an einer Tischkante vorbei, zu Boden. Die Rettung brachte mich mit einer Gehirnerschütterung ins Kreiskrankenhaus. Die Aufregung über meinen körperlichen Zustand war groß. Ein dazu gezogener Psychiater stellte die Diagnose Magersucht und überwies mich auf die Psychiatrie nach Graz. Dort war ich drei Monate. Meine Pflegeeltern habe ich danach nie wieder gesehen.

Vielleicht kann man als Erwachsene seines Glückes Schmied sein? Auf jeden Fall kämpfte ich um das Glück meiner Tochter Sarah. Sie sollte eine unbeschwerte Kindheit haben. Das gelang mir auch, obwohl ich sie alleine aufziehen musste, und ich bin stolz darauf. Mit 40 wurde ich wieder zum Spielball des Schicksals. Mein Mann, mit dem ich drei Jahre verheiratet war, wurde wegen gewerbsmäßigen Betrugs zu unbedingter Haft verurteilt. Ich hatte keine Ahnung von seinen kriminellen Machenschaften. Mein Urologe teilte mir mit, an einem Blasencarcinom im Frühstadium erkrankt zu sein. Es folgte eine monatelange Chemotherapie mit andauerndem Erbrechen und massivem Gewichtsverlust. Zuletzt wurde mein Job bei der Firma wegrationalisiert. Eine externe Beraterfirma hatte für die Gesundschumpfung des Personals gesorgt. Eine freundliche AMS-Betreuerin legte mir dringend nahe, meinen Hausarzt aufzusuchen. So wie ich am ganzen Körper zittere,

könne sie mich nicht vermitteln. Der verschrieb mir ein Benzodiazepin, drei Mal täglich eine Tablette. Das wirkte hervorragend. Fast hätte ich wieder zu arbeiten begonnen, da brachen Flashbacks in meine Kindheit über mich herein. Ich sah, hörte und spürte, wie mich mein Pflegevater schlug und missbrauchte. Ich erhöhte die Dosis meines Beruhigungsmittels, sonst hätte ich diese Erinnerungen nicht ausgehalten. Ich wollte den ganzen Tag nur noch auf der Couch liegen und Serien im Fernsehen anschauen. Ich war zum Reden zu müde und konnte mich nicht vernünftig artikulieren. Ich hatte Kopfschmerzen und Schwindelanfälle, sodass ich mehrmals stürzte. Als ich nur mehr 48 Kilo wog, nahm mich meine Tochter bei der Hand und zerrte mich, wortwörtlich, zu meinem Hausarzt. Ich selbst wollte mich nur mehr verkriechen. Der wies mich auf die Psychosomatische Abteilung eines Wiener Krankenhauses mit dem Verdacht auf Anorexia nervosa ein.

Innerhalb einer Woche hatte ich mehrere psychiatrische Diagnosen, unter anderem eine Posttraumatische Belastungsstörung, eine Generalisierte Angststörung und eine Benzodiazepin-Abhängigkeit. Sie müssen zu allererst von den Benzos wegkommen, sagte mir die Ärztin. Ich unterzog mich dem mühsamen Entzug und begann wieder zu zittern. Wenige Wochen nach der Entlassung, in der Ordination einer Neurologin- ich sollte zur Nachbetreuung einen Facharzt aufsuchen-, bekam ich eine massive Panikattacke, woraufhin die Ärztin mir gleich zwei Packungen Benzos zu jeweils 50 Stück verschrieb. Ich sagte nicht Nein und wurde rückfällig. Bei einer nicht angekündigten Harnkontrolle der Pensionsversicherungsanstalt- ich war mittlerweile in befristeter Invaliditätspension- flog ich auf und rückte wieder in die Suchtklinik ein, dieses Mal für drei Monate. Ich hätte mich am liebsten umgebracht, wenn ich meiner Tochter einen Abschiedsbrief hätte schreiben können. Dieses Mal dauerte der Entzug noch länger. Nur ganz langsam ging es bergauf.

Ein positiver Aspekt einer stationären Therapie ist das Kennenlernen anderer Patienten. Man versteht einander, ohne viel erklären zu müssen. Bei mir war das meine Zimmerkollegin. Ihr konnte ich Sachen anvertrauen, die ich noch nie jemanden gesagt hatte. Sie gab mir den entscheidenden Tipp, der mir weiter half. Schreib dir deine Vergangenheit von der Seele. Das hilft dir, sagte sie, und wenn du nicht weiter kommst, dann kannst du das in deiner Einzeltherapie aufarbeiten.

Ich begann schon in der Klinik auf meinem Computer zu tippen. Ich hätte nie gedacht, dass das Formulieren von Erinnerungen so befreiend wirken kann. Es dauerte länger als

ich ursprünglich geglaubt hatte und streckenweise war es mühsam. Jetzt aber bin ich-
sozusagen- mit meinem Leben fertig und das Werk mit seinen knapp 150 Seiten steht,
schön gebunden, im Bücherregal. Nur für mich und meine Tochter, die mich jetzt besser
versteht.

Manchmal kann man sein Leben ein Stück weit selbst gestalten. Es möge mir aber nach
wie vor niemand erklären, man sei seines Glückes Schmied.